

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 25

Artikel: Das harte Gesetz des Lebens [Fortsetzung]
Autor: Hämmerli, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642038>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das harte Gesetz des Lebens

Aus der Geschichte eines alten Bauerngeschlechtes

Emmentaler-Roman von Walter Hämmerli

5. Fortsetzung

„Meine gnädigen Herren“ brauchten wacker den Polizeistock und liessen durch Mandate, Vögte, Pfarrherren und Chorrichter das Glaubenswerk der Reformation weiter fördern. Wer aber das Volk in den Tälern, Gräben und Krächen des Emmentales kennt, weiss, dass gerade solches Vorgehen innern Widerstand erzeugt und einerseits dem Sektenwesen mächtig Vorschub leistet, andernteils bewirkt, dass von den Alten auf die Jungen in mündlicher Ueberlieferung weitergetragen wird, was doch noch besser und kräftiger ist als alle Predikantenauslegung im Auftrag und Dienst „Meiner gnädigen Herren“. So kam es denn vor, dass in der Kressweid bei nahendem Hagelwetter ein uralter Brauch immer wieder zu Ehren kam. Hörte man in der Ferne das unheimliche Sausen und Tosen, schossen die gelben Wölklein unter dem schwarzen Hintergrund grollender Gewitterwolken dahin und kündigten Hagelschlag an, fing man dort an, den Tisch zum Essen zu decken. Dabei lag immer ein „Bsteck“ mehr auf dem Tisch als auf das Hornzeichen hin Esser erschienen. So opferte man dort dem „unbekannten Gott“, den die heidnischen Vorfahren Donar nannten. Im Guggisgraben dagegen hielt der alte Vater drauf, dass in Zeiten des bösen Viehbrestens der Stall mit all seinen Bewohnern mit dem alten Segen „bsegnet“ wurde. Die Mutter Gottes, Maria, und alle Heiligen wurden dabei kräftig angerufen trotz Predikant und Chorgericht. Die stattlichsten Männer wussten von unheimlichen Schauern zu erzählen, die ihnen über den Rücken liefen, wenn sie beim Wältisbrüggli dem weissen „Ughüür“ begegneten, das heute noch spuken soll. Wie oft erschienen vor dem Chorgericht streitende Parteien, von denen die eine mit allen Eiden beteuerte, dass die Nachbarin eine Hexe sei und den Hühnern die Eier „entziehen“ könne. Beide Parteien wurden wegen gottlosen Aberglaubens mit beträchtlichen Bussen gestraft. Das hinderte nicht, dass die wegen der unfruchtbaren Hühner ergrimmte Partei die Kapuziner von Solothurn zu Rate zog. Auf sie hielt man in diesen Dingen grössere Stücke als auf dem Predikanten und seinen Vikaren. So liess Weber-Ueli durch sie in seinem „ughüürige“ Bauernhaus im Oberdorf das Gespenst, das die Nachtruhe der Bewohner störte, in eine Flasche bannen und im Keller in dieser Fassung in tiefer Grube verschwinden. Seither war Ruhe in Haus und Stall. Was Wunder, dass die katholische Lehre vom Fegfeuer in den Köpfen noch nicht ganz ausgerottet war. Wie beim Zahnziehen ein winziges Stücklein Wurzel zurückbleiben kann, so war es beim Volk in dieser Sache. Wohl waren die Aufklärungszeit und die Revolution vorübergegangen und hatten bestimmte Spuren zurückgelassen, die wir noch erkennen sollen; aber die Ueberlieferung erwies sich unendlich viel stärker als jene Mächte, die von oben kamen. Das bewies die Haltung des Reutenen-Bauern. Hans Schwarz musste leben — des verstorbenen Mädels wegen. Für sich selbst hätte er den Mut aufgebracht, die Folgen aller begangenen Todsünden auf sich zu nehmen. Die unerlöste Seele der vergötterten Gattin und Geliebten aber forderte gute Werke, um endlich in die ewige Ruhe

eingehen zu können. Gottes Barmherzigkeit konnte zu der Taten der Busse, die auf Erden geschahen, nicht schweigen.

Und so begann denn für Hans Schwarz ein neues Leben. Dabei kam ihm die Neuordnung der politischen Verhältnisse vortrefflich zu statten. An dem im Jahre 1798 in Berns Geschichte so verhängnisvoll gewordenen 5. März legten fünf Jahre später die helvetischen Machthaber ihre Gewalten nieder. Sie waren in Ramistal nie beliebt — höchstens bei den Taunern, denen sie aber nur Enttäuschung bereiten mussten. Das ganze Theater um das Direktorium in Bern herum widerte das nüchterne Landvolk an. Ihm machte die Haltung des Patriziates einen ganz andern Eindruck, wo die edleren Vertreter Offiziere, Staatsmänner und Agnommen zugleich waren. Diese Herren konnten auf Federbüsche, Chärpen und wundervolle Fräcke ruhig verzichten. Mit all dem Firlefanz machte sich das neue Regiment vor dem Volk nur lächerlich. Seine bombastische Sprache in Aufrufen und Kundgebungen verstand der gemeine schlichte Mann im Landvolk nicht.

Hat man einst den Ramistalern die Reformation nur mit Gewalt beigebracht, so ging es der Helvetik nach dem Uebergang nicht viel besser. In den Protokollen schrieb man „Munizipalrat“, nannte den Ammann „Bürger-Präsident“; aber hintenherum lachte man über das fremdländische Getue der neuen Herren in Bern und nannte sie Narren oder gar Verräter. Liebe fand das Direktorium keine, aber auch gar keine. Die Massnahmen zur Volks-erziehung, die geplant wurden, stiessen auch beim Tauner-
volk auf entschiedenen innern Widerstand. Es mussten noch einige Jahrzehnte vergehen, bis man auch in Ramistal den Geist der Stapfer und Rengger zu verstehen begann.

Hans Schwarz machte in den Augen aller Patrioten der Provinz-Residenz in politischen Dingen seinem Namen alle Ehre. Der neu eingesetzte Herr Oberamtmann erfreute sich dort keiner besondern Schätzung. Um so mehr hielt das Landvolk auf ihm, denn er war gerecht und seine Einkünfte äusserst bescheiden. Das Patriziat in Bern hatte aus der Geschichte allerlei gelernt. Als neuer Ammann zu Ramistal verkehrte Schwarz denn auch häufig auf dem Schloss und war seinen adeligen Vorgesetzten ein guter Freund und Berater. Als man unter der Regierung des neuen Schultheiss Rudolf Niklaus von Wattenwil an die Wahl des Grossen Rates ging, der aus 195 Mitgliedern bestehen sollte, sorgte der Oberamtmann durch gelinden Druck auf die Wahlmänner dafür, dass sein Freund Schwarz aus Ramistal zu dem Drittel gehörte, den die Landschaft stellte, während zwei volle Drittel aus Bürgern der Hauptstadt zusammen-
gesetzt waren. Bald hiess es im ganzen Land herum: „Jetzt haben wir wieder ein Regiment, das Achtung verdient. Durch äussern edlen Anstand, kluge, parteilose Amtsführung und durch den imponierenden Eindruck einer ernststen Religiosität und untadeligen Sittlichkeit, seinen Mut und Eifer versteht es vor allem der Schultheiss, die ganze Republik anzuspornen. Die schöne, gute, alte Ordnung kehrt wieder ein im Vaterland. Man weiss, mit wem man es zu tun hat.“

So ging die Rede durch die Pfarrkapitel und dann durch die alten Chorgerichte, die wieder zu Ehren kamen. Chorrichter Christen, Chorrichter Peter trugen die lobenden Worte aus dem Pfrundhaus ins Volk hinaus. Bern war wieder Bern geworden! Die Lieder des Volksdichters Pfarrer Kuhn fanden freudigen Anklang, besonders, da er auch die alten Sitten der Landbevölkerung zu verherlichen verstand. Die politischen Gegner redeten ihm später nach, er habe den Stoff zu seinen „Chilterliedli“ aus eigenem Erleben geschöpft. Es sollte drei Jahrzehnte später einem grösseren Berner, der auch den Kanzelrock trug und Werke schrieb, die noch heute zum Besten gehören, was je aus der Feder eines Landpfarrers geflossen ist, nicht besser ergehen. Hass ist immer ein schlechter Berater, ganz besonders im politischen Streit, wo er die Menschen zu den übelsten Kampfmitteln greifen lässt.

Die Ramistaler erhielten in diesen Jahren auch einen neuen Pfarrer, denn der alte starb an Wassersucht. Es war höchste Zeit zum Wechsel. Die Verwilderung in der Gemeinde hatte ihren Höhepunkt erreicht. Der böse Samen, der von Männern wie Nonnenloh-Kräuchi und Widimatt Res gesät worden war, ging auf. Das Chorgericht hatte sich fast wöchentlich zu versammeln, um sich mit Fragen der Unzucht und ihren Folgen zu befassen. Revolution, Freiheitslieder anrühenden Inhaltes, schlechte Führung der Gemeinde, Wirrwarr in wirtschaftlichen und politischen Dingen hatten eben auch in Ramistal ihre übel duftenden Blüten gezeitigt. Da brauchte es im Weltlichen und Geistigen starke Hände, um die alte Ehrbarkeit in Haus und Volk wieder herzustellen. Dass es an der weltlichen Hand in Ramistal nicht fehlte, zeigt uns ein Blick auf die Gestalt des Hans Schwarz, der jetzt in den besten Jahren stand. Mit Freude begrüßte er mit allen Rechtdenkenden die Ankunft des neuen Pfarrers Plüss, dem der Ruf grosser Gehrbarkeit vorausging. Was aber für die Gemeinde wichtiger war, lag in der echt männlichen Tatkraft dieses Nachkommen eines regimentsfähigen burgerlichen Geschlechts der Hauptstadt, das mehrfach höhere Offiziere und gute Beamte gestellt hatte, die man auf verantwortungsvollen Posten brauchen konnte. Pfarrer Albert Plüss sollte sich vortrefflich bewähren. Oberamtmann und Dekan stellten ihm bald das beste Zeugnis aus. In leidenschaftlichem Kampf ging er gegen den französischen Unglauben und jede falsche Freiheitsschwärmerei an. Die Helvetik war ihm wegen ihrer Kirchenfeindschaft verhasst. Mit Hans Schwarz nahm er sich bald des Armenwesens mit besonderer Wärme an. Es brauchte da viel Mut und Hoffnung auf eine kommende Besserung der Zustände. Beide haben davon ein reichliches Mass an den Tag gelegt. Der Ammann stellte seine ganze Gemeinde- und Menschenkenntnis zur Verfügung, und Pfarrer Plüss sorgte für die nötige Verbindung mit der Obrigkeit. In dieser so wichtigen Frage hatte die Helvetik eine erfreuliche Aenderung gebracht. Mit dem Untertanenverhältnis des Ramistales zur Provinzstadt war es nun ein für allemal vorbei. Wohl war früher der Schultheiss auf dem Schloss auch der Oberherr gewesen, aber nur als Präsident des Burgerrates seiner Residenz, und als solcher stellte er auch die Verbindung mit der Obrigkeit der Hauptstadt her. Seit der Helvetik war der Burgerrat der Provinzstadt vollständig ausgeschaltet, und das war wahrlich kein Unglück; denn in der kleinen Stadt hatte sich mit Ausnahme einiger weniger Familien, die einst zu den Freunden Pestalozzis zählten, der Bevölkerung ein solcher Niedergang bemächtigt, dass von dieser Seite her nichts Gutes zu erwarten war. Man erstickte dort fast im eigenen Fett, und dass volle Bäuche im Geist meist kein besonderes Leben gedeihen lassen, ist eine altbekannte Tatsache. Ihr haben die alten Römer ein apartes Sprichwort gewidmet.

Es wäre eine Ungerechtigkeit der Geschichtsschreibung, wenn diese Wohltat der Helvetik für Ramistal nicht doch,

wenn auch nur kurz, angezogen würde. Dafür brachte aber die französische Freiheit einen Nachteil, der sich gerade für die zu früh jubelnden Tauner recht schlimm auswirken sollte. Das Kasten- und Zunftwesen erhielt den Todesstoss. Dadurch wurde sicherlich dem Fortschritt auf manchem Gebiet erst die Tür aufgetan. Aber mit dem Sturz der alten Ordnung fiel auch das Abkommen, das einst Dr. med. Schmid, ein Vorfahre des warmherzigen Pfarrers von Ramistal, zugunsten der Tauner mit der Bauersame getroffen hatte. Um dem ewigen Hader wegen der Nutzung der Allmend und der Hochwälder der Herrschaft ein Ende zu machen, war zu jedem „Taunergschickli“ ein Stück Land von der Allmend ausgemessen und zugeteilt worden, so dass die Tauner nunmehr nicht mehr bloss Geissen, sondern sogar ein Kueli halten konnten. Das Land gehörte seit 1714 zu dem in Frage kommenden Häuschen. Es konnte nur beides zusammen verkauft werden, nicht etwa das Land für sich und dann das Häuschen für sich. Sobald aber die Bauern merkten, dass auch auf diesem Gebiet die alten Einrichtungen erledigt seien, fingen sie an, die Tauner zu umwerben, und wo einer in Geldnot war, kaufte man ihm sein Ländli ab und liess ihm die armselige Hütte, oder man kaufte beides und verkaufte dann das Häuschen ohne das Land weiter, sei's an einen armen Bürger-Tauner oder Hintersassen. Damit war aber der Verarmung der kleinen Leute erst recht Tür und Tor geöffnet. Das also war für die Armen der Segen der berühmten französischen Revolution und „der wunderbaren Befreiung eines unter tyrannischen Oligarchen seufzenden Volkes“! Was half es, dass der Nachfolger des Bigler Ueli in der Leitung der kleinen Taunergemeinde Sitzung über Sitzung im Schutz der Wälder reicher Bauern einberief, um mit den Schicksalsgenossen zu tagen und dem Verhängnis Einhalt zu gebieten. Da stand wohl der alte Hächler-Peter, der Bruder des Hächler-Aenneli sel. von der Reutenen auf, und zeigte mit der Hand über die schönen Tannenwälder, die grünen Matten und die gelben Aecker: „Das isch einisch alles au üses gsy. Gsthle hei si n'ys, die Donnere vo Buure. Ufs Schloss! Mir wei luege, ob mir nid Rächt überchöme.“ Ein Ausschuss wurde gewählt, der in der kommenden Woche Audienz im Schloss verlangte. Der Oberamtmann empfing die guten Leuten recht freundlich, aber er konnte sich nicht enthalten, diesmal seine Ansprache mit etwas Politik zu versetzen: „Grüess Gott, ihr Manne. I kenne eue Schmäz. Da liege d'Akte u eue Amme het mer z'Nötige derzue mündlig vortreit. Er meint's gut mit ech, au der Pfarrherr. Aber wär het ech die Suppe ibrochet? Wär, ihr liebe Manne? Die Freiheitshele vo Paris u d'Verräter i üsem Land. Laufet jtz zu dene berühmte Patriote ga Aarau ache, oder ga Losanne! Sie chönne und wei nech nid hälle. I d'r Suppe sitzet jetz dir, u au i cha euch mit em beste Wille nid hälle! Mir hei anderi Gsetz; die alte Ornige sy gstützt. Mir wei aber luege, was us däm Schiffbruch no z'rette isch!“ Umsonst ergriff „Hulliger Christe“, der neue Taunerpräsident, noch einmal das Wort, um zu sagen: so heige sy's de äbe nid gmeint mit d'r Freiheit! Der Oberamtmann bestätigte seine Aussagen und gab das ernste Versprechen, mit „em Amme Schwarz und em Pfarrherr Plüss zämez'cho und z'tage u z'luege, wie me da ds verschlagnige Gschier wieder chli chönn hefte“.

Und nun machten der Ammann Hans Schwarz und der neue Pfarrherr miteinander nähere Bekanntschaft. Man hatte sich zwar schon gesehen beim Pfarreinsatz und im Chorgericht und Gottesdienst. Eine eigentlich persönliche Fühlungnahme war aber noch nicht erfolgt, trotzdem man Gelegenheit gehabt hatte, sich deutlich die gegenseitige Sympathie zu offenbaren. Man sprach im Gemeinderat, zu dem auch der Pfarrherr eingeladen wurde, über das Armenwesen, das den Gemeindevätern schwere Bedenken verursachte. Da ergriff der Pfarrherr das Wort und sagte: „Loset, liebi Manne, für üs mues es heisse Armenpflege,

nid Armutspflege! D's Almosewäse isch es zwöischnydigs Schwärt. Es stammt no us d'r katholische Zyt: „D'Armut muess sy, damit sich die Ryche chönne vom Fägfür loschaufe dör gueti Wärg, dör Almose vürnähmig.“ Mir aber wei d'Armut bekämpfe, dass es je länger je weniger Armi git. Hei m'r Armi, wo ohni Verschulde i d'Not cho sy, so hälle mr, so guet m'r cheu, dass weder die Alte no die Junge müesse Not lyde. D'Ching bsunderbar müesse i üsi Obhuet gnoh wärde! Wo aber d'r Schnapstüfel u Unordnig u Uzucht am Elend schuld sy, da heisst es mit der Strängid erhinder gah, dere jede Vernünftige d'Liebi zum Mitmönsche amerkt.“ Zu diesen Worten nickte der Ammann Schwarz auffallend deutlich; es sollte nicht nur dem Pfarrherrn ein Kompliment gemacht, sondern seinen oft recht

feigen Ratsgenossen ein „Träf“ gegeben werden, der sass. Als die kleine Gesellschaft sich auflöste, drückte der Ammann Pfarrer Plüss recht innig und kräftig die Hand, als wollte er sagen: Mir zwe müesse zämestah! „Chömet de bald zu mr ufe; i ha nech no nie gseh uf der Reutene.“

Der Pfarrer entschuldigte sich mit dem Einleben in die Amtsgeschäfte und in die ziemlich bedeutende Landwirtschaft der Pfund, nahm aber die Einladung zu dem seltsamen Mann nur zu gerne an. Allerlei dunkle Gerüchte waren an sein Ohr gedrungen. Er kannte den üblichen Neid der kleinen Leute und das Geklatsch, das in jeder Gemeinde bei den Waschweibern, Wollrupferinnen, Nähterinnen und Hausiererinnen umgeht. Er wusste es richtig zu bewerten.

(Fortsetzung folgt)

Allerlei Wetterpropheten

Das Problem der Wettervoraussage ist zweifellos uralte, wahrscheinlich so alt wie die Menschheit selbst. Daher kommt wohl auch, dass der Mensch von jeher bestrebt war, allerlei Beobachtungen für eine Prophezeiung des zu erwartenden Wetters heranzuziehen. So sind denn eine grosse Zahl von Kennzeichen für schlechte oder gute Witterung am Benehmen von Tieren, an Pflanzen und an Gegenständen gang und gäbe und wie es sich bei solchen Dingen oft verhält: Man traut solchen Ueberlieferungen, Regeln und Behauptungen besser als der wissenschaftlich erforschten und begründeten Wetterprognose.

Dass gerade Tiere über eine Art Wettersinn verfügen, ist eine altbekannte Tatsache und der Bauer schliesst recht oft aus dem Benehmen von Haustieren, aber auch dem der Vögel und Insekten auf das zu erwartende Wetter. Die beobachteten Aeusserungen bewegen sich meistens in der Richtung auf sich verschlechternde Witterung, wobei allerdings scharf zu unterscheiden ist zwischen direkten und indirekten Wetterpropheten im Tierreich. So ist z. B. das Verhalten der Schwalben: Tiefflug bei nahendem schlechten, Hochflug bei besser werdendem Wetter eine indirekte Folge, indem ihre Nahrung, die Mücken sich entsprechend tief oder hoch aufhalten, je nachdem schlechtes oder gutes Wetter im Anzuge ist. Dennoch ist der Schwalbenflug ein recht zuverlässiger Hinweis auf die zu erwartende Witterung. Berühmte Wetterpropheten sind die Spinnen, indem sie bei herannahendem schlechtem Wetter das Netz verlassen und sich an einen besser geschützten Ort flüchten. Katzen zeigen oft vor Gewittern heftige Erregung; sie fressen und schlafen nicht, sind äusserst unruhig und gehen auch nicht auf die Mäusejagd. Ruhiges und begieriges Fressen der Rinder auf der Weide deutet auf bleibend schönes Wetter hin. Schlechtes Wetter ist dagegen zu erwarten, wenn das Rind nach Luft schnappt, mit Hufen und Hörnern die Erde aufscharrt und die Hufe zu lecken beginnt. Eine Bauernregel besagt:

„Merk', dass heran Gewitter zieh,
Schnappt auf der Weid' nach Luft das Vieh;
Auch wenn's die Nasen aufwärts streckt
Und in die Höh' die Schwänze reckt.“

Dem Bergler ist das Verhalten der Hochgebirgsschafe ein untrügliches Wetterzeichen. Sie suchen bei gutem Wetter hochgelegene Weideplätze, aber verhältnismässig früh vor einem Wetterumsturz niedrigere Höhen auf. Die Erklärung dafür ist recht einfach: Eine Aenderung des Wetters beginnt in den hochgelegenen Luftschichten stets mit einer Zunahme der relativen Feuchtigkeit. Da die Haare der Tiere hygroskopisch, also feuchtigkeitsempfindlich sind, fühlen gerade die dichtbehaarten Schafe einen Vorgang, den der Mensch nur mit feinen Instrumenten feststellen kann.

Fledermäuse flattern bei gutem Wetter bis spät in die

Nacht, während ihr Ausbleiben auf eine Folge von Schlechtwettertagen schliessen lässt. Ein weit herum bekannter Wetterprophet ist der Laubfrosch, der sich bei gutem Wetter im Trockenem, bei Regen im Wasser aufzuhalten pflegt. Das Emporspringen der Fische aus dem Wasser deutet auf bald eintretenden Regen. Emsig arbeitende Ameisen sollen beständiges, gutes Wetter, während sie Regen durch Flucht in ihre Verstecke anzeigen.

Vögel zeigen ganz allgemein bei schönem und bei unklarem Wetter lebhaftes Gebaren und munteres Benehmen. Herannahendes Unwetter, Sturm und Regen dagegen sehen die gefiederten Tiere scheu, stumm und gedrückt.

Das frühe oder späte Abreisen der Zug- oder Strichvögel wird gedeutet auf frühzeitigen oder späten Beginn des Winters. Entsprechend wird bei der Rückkehr der Zugvögel im Frühjahr auf einen frühen oder späten Frühling geschlossen. Eine Bauernregel drückt sich darüber wie folgt aus:

„Treffen die Strichvögel zeitig ein (Besamung),
Wird früh und streng der Winter sein.“

Ob diese Auslegung des Verhaltens der Zugvögel stichhaltig ist, dürfte mindestens fraglich sein. Offensichtlich werden hier auch Ursache und Wirkung miteinander vertauscht; denn die frühe oder späte Abreise der Strichvögel ist sicher auf die im Herbst herrschende Witterung in unserer Gegend und ihre mehr oder weniger zeitige Rückkehr auf die Witterung in den südlichen Ländern, in denen sie den Winter verbringen, zurückzuführen. Immerhin besteht ja einigermassen übereinstimmendes Wetter wenigstens dem Gesamtcharakter nach der sogenannten ganzen gemässigten Zone, so dass dann dem früheren oder späteren Vogelzug von Norden nach Süden und umgekehrt doch wieder ein gewisser Wert für die Wetterprognose zukommt.

Die Beispiele von Wetteranzeigern aus dem Tierreich sind ausserordentlich zahlreich und es würde viel zu weit führen, sie hier alle aufzuzählen. Tiere sind nun aber nicht die einzigen Vertreter aus dem Naturreiche, die besser als wir Menschen im Anzuge begriffenes Wetter „vorausfühlen“ und uns anzeigen. Im allgemeinen wird man die Ursache für pflanzliche Wetterzeichen in der Veränderung der Luftfeuchtigkeit zu suchen haben. So öffnen sich z. B. die Schuppen der Fichten-, Tannen- und Föhrenzapfen bei trockener, sie schliessen sich bei feuchter Witterung. Bekannt ist ferner, dass sich bei Regen- oder Schneefall (im Gebirge) die meisten Blüten schliessen um, von der Sonne beschienen, sich sofort wieder zu öffnen. Eine langfristige Wettervoraussage lässt sich nun allerdings weder auf Grund des Benehmens der Tiere noch von Beobachtungen an Pflanzen aufbauen. Dagegen ist es ja sicher interessant und vielleicht sogar hie und da von praktischem Wert, aus den Aeusserungen der Tier- und Pflanzenwelt Anhaltspunkte